

DIE ZUKUNFT DES LEHRENS UND LERNENS

DER
HÖRSAAL

ES IST TOT

LEBE DER

HÖRSAAL



Stiftung
Innovation in der
Hochschullehre

EDITORIAL

Was macht gute Lehre aus? Die Coronapandemie hat gezeigt, wie wichtig die Digitalisierung für die Hochschulen ist. Deutlich wurde in den Pandemie- semestern auch, wie sehr Studierenden und Lehrenden gerade der persönliche Austausch fehlte. Zwei Lehren also – und ein Fazit: Die Hochschulen der Zukunft müssen das Beste aus beiden Welten kombinieren.

Wir, die Stiftung Innovation in der Hochschullehre, wollen dabei unterstützen – und Sie auf den folgenden Seiten inspirieren. Wir haben virtuelle Labore besucht. Wir haben einen Studenten getroffen, der seine Uni nachhaltiger machen will. Wir erzählen vom Umbau ganzer Räume. Und wir kommen zu dem Schluss, dass der Hörsaal keinesfalls ausgedient hat.

*Zwei Lehren
und ein Fazit*

Viel Freude beim Lesen, Lehren und Lernen wünschen

Dr. Cornelia Raue, Geschäftsführende Vorständin

Dr. Antje Mansbrügge, Vorständin Innovation

Prof. Dr. Evelyn Korn, Vorständin Wissenschaft

Wir über uns

Wir sind 2021 gestartet und fördern Innovationen im Bereich des Lehrens und Lernens an deutschen Hochschulen. Denn: Studierende erwerben dort fachliches Wissen, Handlungskompetenz und persönliche Bildung. Um dies zu ermöglichen und Freude an Erkenntnis zu wecken, braucht es innovative Hochschullehre.

Wir fördern auf Basis von wissenschaftsgeleiteten Auswahlverfahren geeignete Projekte, die an einzelnen Hochschulen verankert sind oder im Verbund umgesetzt werden. Zudem schaffen wir Vernetzungsangebote für die Gestalter:innen der Lehre, unterstützen den Austausch über Projektergebnisse und machen dieses Wissen verfügbar.

Wir stehen im Austausch mit Hochschulangehörigen und arbeiten nach dem Prinzip „Aus der Community für die Community“. Unser Programm und unsere Förderung kommen der gesamten Breite der deutschen Hochschul-landschaft zugute.

Wir erhalten jährlich ein Budget von 150 Millionen Euro von Bund und Ländern.

www.stiftung-hochschullehre.de

06 INHALT

LABORE ZUM AUFSETZEN

DIGITALES KÄSEMACHEN? Wissenschaftliche Experimente lassen sich auch im virtuellen Raum durchführen. Die Einsatzmöglichkeiten von Virtual und Augmented Reality sind erstaunlich



BAUT AUF, WAS EUCH AUFBAUT 12

ES GEHT AUCH UM NACHHALTIGKEIT. Wie wird die Hochschule grün? Neu angelegte Gärten orientieren sich an natürlichen Ökosystemen und sollen zeigen, wie die Universität der Zukunft aussehen könnte. Ein Besuch bei David Delto, der das Ganze in Frankfurt mitinitiiert hat



14 DAS BESTE AUS ZWEI WELTEN

UND DER GUTE ALTE HÖRSAAL? Wer die Lehre vor Ort an den Hochschulen unterschätzt, macht einen Fehler. Vielmehr geht es darum, die Vorteile von Präsenzlehre und digitalen Innovationen zu kombinieren – zum Nutzen der Lehrenden und Studierenden



WENN IRONIE

NICHT WEITERHILFT 20

GROSSE LEHRE. Ein Gespräch mit dem Juraprofessor Rolf Sethe und der Mathematikerin Nada Sissouno über ihre Vorstellungen von guter Lehre



22 PLÖTZLICH IM RAMPENLICHT

NUR EIN ORCHIDEENFACH? Die Größe eines Faches hat nichts mit seiner Bedeutung zu tun. Das zeigte sich etwa nach dem russischen Angriff auf die Ukraine: Plötzlich sind die Expert:innen der Ukrainistik gefragt. Und das ist nur ein Beispiel





Im Hörsaal der Berliner Hochschule für Technik (BHT) entwickelt das Team um Steffen Prowe (rechts) Konzepte für die interaktive, praxisorientierte Präsenzlehre im digitalen Raum

A photograph of two men in a laboratory setting. The man on the left is wearing a VR headset and holding a controller, looking upwards. The man on the right is wearing glasses and holding a tablet, looking at it. A projector is mounted on the ceiling. The background is a lab with various equipment and lighting.

LABORE ZUM AUFSETZEN

Digitale Entwicklungen wie Virtual und Augmented Reality machen nicht nur Spaß. Sie haben auch für die Lehre jede Menge Potenzial. Ganz ohne Schutzbrille und Laborkittel können sie die Präsenzlehre erweitern

Sie schlüpft mit beiden Händen in enge, blaue Laborhandschuhe. Vor ihr auf dem Labortisch steht ein Schälchen mit Reagenzgläsern. Sie nimmt eines und gibt Milch hinein. Die Aufgabe der Studentin: Käse herstellen. Deswegen nennen Biotechnolog:innen diese Laborübung auch „Mozzarella-Versuch“. Sie gießt Enzyme, die die Milch gerinnen lassen, aus einem Fläschchen hinzu. „Richtig so“, lobt eine Stimme aus dem Off. Und fragt dann: „Willst du nicht weitermachen?“ Die Studentin nimmt das klobige Headset ab, das wie ein extradickes Brillenetui vor ihren Augen festgeschnallt ist. Sie steht in einem Seminarraum mit Teppichboden und schlechter Luft. Weit und breit keine Reagenzgläser, kein Labortisch, kein Mozzarella. Das Labor für Mikrobiologie für Studierende an der Berliner Hochschule für Technik (BHT) existiert lediglich in der Virtual-Reality-Brille. Übungen mit Zentrifuge und Pipette sind in vielen MINT-Studiengängen ein wichtiger Bestandteil des Curriculums. Doch sind Laborkapazitäten oft knapp. An der BHT ergänzt die virtuelle Realität die Ausbildung im echten Labor, zum Beispiel im Studiengang Biotechnologie. In virtuellen Laboren können die Studierenden – außerhalb der Laboröffnungszeiten und von jedem Ort aus – ihre Übungen mit der VR-Brille selbstbestimmt absolvieren.

Die Hochschule setzt schon länger auf digitale Lehr- und Lernkonzepte und sieht gerade für virtuelle Labore großes Potenzial. Mikrobiologieprofessor Steffen Prowe, der den Mozzarella-Versuch für seine Studierenden anbietet, erklärt: „Im virtuellen Raum können sie ohne dramatische Folgen aus Fehlern lernen und die Abläufe so lange wiederholen, bis sie wirklich sitzen.“ Dafür fehlten im echten Labor oft die Kapazitäten – und das Geld. „Wenn die Studierenden versehentlich Antikörper für 800 Euro auf einmal einsetzen, ist der Kurs schnell vorbei“, sagt Prowe.

Im Projekt „Interaktive Lehre in virtuellen MINT-Laboren“ (MINT-VR-Labs), das von der Stiftung Innovation in der Hochschullehre (StIL) mit fast zwei Millionen Euro gefördert wird, will Prowe mit einigen Kolleg:innen zehn Übungen wie

den Mozzarella-Versuch entwickeln: interaktive, praxisorientierte Präsenzlehre im digitalen Raum, für alle Studiengänge der Hochschule, von der Architektur bis zur Verfahrenstechnik. Das Interesse sei groß, erzählt Prowe. Die Coronapandemie habe viele Lehrende, die sich zuvor wenig Gedanken über das digitale Lehren und Lernen gemacht oder sogar die Abschaffung der Präsenzlehre gefürchtet hätten, zum Umdenken bewegt.

Für den Studiengang Theater- und Veranstaltungstechnik und -management der BHT erstellt das Projektteam beispielsweise gerade eine VR-Übung zum Aufbau einer Beleuchtungsanlage. Im virtuellen Studio können die Studierenden die schweren Scheinwerfer problemlos verschieben und ausprobieren, wie sie optimal hängen. Wenn die Last an einem virtuellen Biegebalken zu schwer oder schlecht verteilt ist, färbt sich der Balken rot, ein Warnzeichen taucht auf – und der Scheinwerfer rauscht krachend nach unten. „In der Realität würde man dem Balken die Überlastung nicht ansehen. Dort wären solche Fehler teuer und gefährlich“, erzählt Steffen Prowe.

Doch die virtuellen Labore sollen nicht nur Unfälle verhindern – sie sollen auch den Kompetenzerwerb der Studierenden erleichtern. „Der Spaß am Lernen ist eine wichtige Komponente, nicht umsonst ist Gamification, also ein spielerischer Ansatz, in der Lehre ein großes Thema“, sagt Evelyne Becker, die das Projekt MINT-VR-Labs koordiniert. Die virtuellen Versuche sollen aber natürlich mehr sein als bloße Spielerei. „Deswegen steht am Anfang immer die Frage: Was ist das Lernziel – und wie erreichen wir es am besten?“, erklärt Joachim Villwock, Professor für Mechanik an der BHT und im VR-Projekt der technische Experte für virtuelle Umgebungen. Mit einem Hausgerätehersteller berechnet sein Team den optimalen „Wäschefall“ in der Waschmaschine. Die Darstellung im virtuellen Raum hilft beim Bewerten der Ergebnisse. „Das ist, als ob man mit dem Kopf in der Trommel stecken würde“, beschreibt sein Kollege Prowe begeistert den immersiven Effekt.



Bei den virtuellen Laboren geht es auch um spielerische Ansätze. Davon ist Evelyne Becker (rechts) von der BHT überzeugt

Doch wie gut lässt sich in virtuellen Welten wirklich lernen? Das will das Projektteam evaluieren. „Wir wollen die Wirkung auf lerntheoretischer Basis analysieren“, erklärt Martina Mauch, die das Kompetenzzentrum Digitale Medien der BHT leitet. „An unserer Hochschule gibt es viele Leute, die sich für Technik begeistern, aber die Technik darf nicht Selbstzweck sein. Wir brauchen sichtbare Lernerfolge.“ Wenn die gesichert sind, sollen die virtuellen Labore fest in den Curricula verankert werden.

Steffen Prowe nimmt zum Beispiel an, dass Learning by Doing im virtuellen Labor Studierende mit unterschiedlichem Vorwissen besonders gut auf ein Level bringt. Studierende ohne Vorwissen könnten hier mit einer steilen Lernkurve zu anderen aufschließen, die vielleicht schon eine Ausbildung mit Laborbezug absolviert haben. Ob das tatsächlich so ist, überprüfen die Berliner:innen gerade.

Besonders wichtig ist ihnen dabei die Vernetzung mit anderen Lehrenden, die sich für innovative Lehr- und Lernräume interessieren. Da ist zum Beispiel Tobias Ortelt von der Technischen Universität Dortmund. Ursprünglich hat Prowe den Experten für digitale Didaktik auf Twitter kennengelernt, seit einigen Jahren koordinieren sie ihre Aktivitäten mit anderen digitalen Laboren in ganz Deutsch-

land. Ortelt setzt auf informelle Netzwerke, in denen offen über Fehler und Erfahrungen gesprochen wird. Schließlich würden wir am meisten aus Fehlschlägen lernen, über die Berichte in den wissenschaftlichen Publikationen aber niemand gerne, sagt er.

Universitärer Wettbewerb sei in vielen Bereichen wichtig, erläutert Ortelt, „aber in der Lehre dürfen sich die Hochschulen nicht als Konkurrenten empfinden“. Er hofft, dass sie in Zukunft noch viel mehr kooperieren. Wichtig ist für ihn deshalb die Offenheit der Projekte. Wenn digitale Labore etwa Open-Source-Software nutzen, können andere Lehrstühle und Hochschulen sie für ihre Studierenden leicht anpassen. Das funktioniert zum Beispiel ganz hervorragend bei Übungen zum Auswerten von Messdaten. Da spiele es keine Rolle, ob die Daten aus der Biologie, Physik oder Informatik kämen, sagt Ortelt. „Es muss doch nicht jeder das Rad neu erfinden.“

Das sieht auch Sebastian Zug so, der mit Ortelt und anderen im ebenfalls von der StIL geförderten Projekt CrossLab zusammenarbeitet. Für seine Studierenden an der Technischen Universität Bergakademie Freiberg hat der Informatikprofessor digitale, programmierbare Roboter entwickelt. Eine Zeit lang habe er seine Programmierübun-



Zwei Studierende der BHT im virtuellen Labor. Wie gut es sich darin lernen lässt, wird intensiv erforscht

gen mit echten und virtuellen Robotern parallel angeboten. Er dachte eigentlich, dass die Roboter zum Anfassen attraktiver seien. „Doch als die Studierenden einmal verstanden hatten, wie sie die virtuellen Zwillinge am Computer steuern, standen die echten Roboter in der Ecke.“ Virtuelle Labore eignen sich seiner Meinung nach besonders gut für mittel- und langfristige Versuche. Studierende müssen dann nicht die ganze Zeit vor Ort sein. Und auch die Lehrenden profitierten, sagt Zug. Früher habe er jeden Montag mit der Reparatur der kleinen Roboter verbracht, die seinen Studierenden am Wochenende vom

Labortisch gerollt seien. „Das fällt bei den virtuellen Doppelgängern weg“, freut sich Zug.

Ein anderes Einsatzfeld der digitalen Möglichkeiten findet sich indessen am Universitätsklinikum Würzburg. Dort setzt sich Tobias Mühling seit Jahren für digitale Praxiselemente in der Ausbildung von Ärzt:innen ein. Er arbeitet zum Beispiel mit der virtuellen Notaufnahme, die seit drei Semestern fest im Curriculum verankert ist. Alle angehenden Humanmediziner:innen behandeln hier im 10. Semester simulierte Patient:innen in VR-basierten Fallszenarien.



Mit dem virtuellen Stethoskop können sie Herztöne abhören und eine Anamnese erstellen. Die virtuellen Apparate geben sofort Feedback. Sie zeigen zum Beispiel an, ob eine Adrenalinspritze den Kreislauf ausreichend stabilisiert.

Während eine Studentin mit der VR-Brille eine Aufgabe absolviert, können die anderen Studierenden der Kleingruppe auf einem Smartboard zusehen, diskutieren oder Tipps geben. „Bisher wurden solche Fälle in der Regel mit ein paar Folien in der Vorlesung behandelt oder mündlich in

»In der Lehre dürfen sich die Hochschulen nicht als Konkurrenten empfinden«

Tobias Ortelt, Technische Universität Dortmund

Seminaren durchgesprochen“, erzählt Mühling. „Es war kaum möglich, komplexe Notfälle überhaupt praktisch zu lehren, vor allem solche, bei denen auch mal etwas Unvorhergesehenes passiert. Mit VR können wir die Realität in ihrer Komplexität viel besser darstellen.“ Evaluationen zeigten, dass die Studierenden von der praktischen VR-Übung begeistert seien und auch den subjektiven Lernerfolg hoch einstuften.

In Zukunft sollen die Würzburger Medizinstudierenden sogar Prüfungen im virtuellen Raum ablegen. Dafür erhält die virtuelle Notaufnahme mithilfe von Fördergeldern der StIL eine zusätzliche visuelle Ebene für die sogenannte OSCE-Prüfung. Das ist eine mündlich-praktische Prüfung, in der Studierende vor dem Praktischen Jahr einen Parcours mit mehreren Stationen absolvieren, um zu zeigen, ob sie fit für die Arbeit in der Klinik sind. Sie müssen zum Beispiel ein Herzgeräusch beurteilen, ein verletztes Sprunggelenk untersuchen oder Röntgenbilder auswerten. Bisher wurden für die OSCE-Prüfungen Laienschauspieler:innen verpflichtet, die die Patient:innen spielen. Schon bald sollen die Prüfungen im virtuellen Raum stattfinden – dann ganz ohne Schauspieler:innen.

Auch die BHT in Berlin treibt die Digitalisierung von Forschung und Lehre mit hohem Tempo voran. Lehre und Forschung werden auch hier nicht zur Gänze in virtuellen Welten verschwinden. Davon zeugt schon das fünfgeschossige Laborgebäude, das gerade auf dem Campus entsteht. Schließlich haben reale Labore nach wie vor ihre Berechtigung. Das zeigt auch der Mozzarella-Versuch. Denn in einem Punkt kann die virtuelle Übung leider nicht mit der Realität mithalten: „Wenn die Studierenden im echten Labor alles richtig machen, haben sie am Ende eine Kugel Mozzarella hergestellt“, erzählt Projektkoordinatorin Becker. „Und die schmeckt richtig gut!“

Autorin: Julia Graven



**BAUT AUF,
WAS EUCH
AUFBAUT**

David Delto will das Lernen und Lehren an seiner Uni nachhaltiger machen. Für das Studium bleibt ihm neben seinem politischen Engagement oft nur wenig Zeit. Doch ein möglichst schneller Abschluss ist auch nicht sein Ziel

Sonntags wühlt David Delto sich gerne durch Erde. Zusammen mit anderen verbringt der Student den Tag in den Campusgärten der Frankfurter Goethe-Universität. Gemeinsam mit lokalen Ernährungsinitiativen haben die Studierenden auf dem Gelände der Hochschule Beete angelegt, Pflänzchen aus Samen gezogen und Obststräucher gepflanzt. Eine grüne Oase mitten in der Stadt. Delto hat Buchweizen

gesät und gemulcht, Mangold, Sellerie und Kürbis warten noch auf die Ernte. Nach getaner Arbeit kochen die Studierenden häufig gemeinsam.

Die Gärten sollen zeigen, wie die Universität der Zukunft aussehen kann. Sie sind nach dem Permakulturprinzip angelegt und orientieren sich am Vorbild natürlicher Ökosysteme. David Delto hat das Projekt mitinitiiert. Für den Studenten der Politikwissenschaft und Soziologie sind diese Inseln in der Stadt ein politisches Projekt, in dem es um das große Ganze geht: Teilhabe, Ernährungssouveränität, Austausch – und Nachhaltigkeit.

Der 24-Jährige ist ein Weltverbesserer. Das sagt er selbst über sich, das sagen auch seine Freund:innen. Schon als Jugend-

licher interessierte er sich für gesunde Ernährung. Seine Schulkamerad:innen in dem kleinen Ort bei Karlsruhe, in dem er aufwuchs, fanden das sonderbar. Erst an der Frankfurter Uni traf er Gleichgesinnte. Er war bald in der Grünen Hochschulgruppe und bei den Students For Future aktiv. Dann hat er mit anderen Studierenden „Goethe's Green Office“ aufgebaut, eine studentische Initiative für mehr grüne Ideen und die sozialökologische Transformation an der Uni.

Die Initiative hat auch das neue Nachhaltigkeitsbüro der Goethe-Universität mit angestoßen, in dem Delto nun als studentische Hilfskraft arbeitet. Die „institutionell zentral verankerte Koordinationseinheit für den Nachhaltigkeitsprozess der Uni“, so die Selbstbeschreibung, soll die breit gefächerten Aufgaben des Nachhaltigkeitsmanagements bündeln. Delto sieht das nicht als Konkurrenz zur studentischen Arbeit, im Gegenteil. „Das Nachhaltigkeitsbüro kann viele unserer Ideen auf ein nächstes Level heben und umsetzen.“

Schließlich sei Nachhaltigkeit auch für die Hochschulleitung mittlerweile ein wichtiges Thema. Das spürt David Delto bei seinen monatlichen Treffen mit dem Kanzler. In den Verhandlungen mit der Hochschule gehe es zum Beispiel um die Energieversorgung, Neubaupläne oder nachhaltige Investments bei den Finanzanlagen der Uni. „Und wir Studierenden haben durchaus zur Agenda beigetragen“, sagt er. Ihm persönlich gehe es sowohl um die vielen kleinen Schritte wie etwa klimafreundliche Gerichte in der Mensa als auch darum, die Gesamtstrategie voranzubringen.

Doch Delto spürt auch, dass große Organisationen komplex und träge sein können. Er sieht die Hochschule daher in der Pflicht, Nachhaltigkeit von allen

Beteiligten einzufordern. „Das ist eine Gerechtigkeitsfrage“, sagt er. „Wenn wir nachhaltiges Handeln nicht einfordern, zerstören wir unsere Lebensgrundlagen. Die Uni muss das Leid, das sie produziert, auf ein Minimum reduzieren.“ Ein Beispiel sind für ihn Flüge zu Konferenzen oder Forschungsprojekten. An mancher Hochschule machten Flüge die Hälfte der

Das Jahresprogramm der Stiftung Innovation in der Hochschullehre beschäftigt sich seit September 2022 mit „Hochschullehre im Kontext von Nachhaltigkeit“. Zwei Semester lang stehen Workshops und Exkursionen zu verschiedenen Aspekten auf dem Programm. 33 Teilnehmende aus allen Fachrichtungen und Akteursgruppen von Hochschulen wollen gemeinsam Szenarien für eine nachhaltige Lehre entwickeln und als Agent:innen des Wandels konkrete Veränderungen anstoßen.

CO₂-Emissionen aus, erzählt er. „Das müssen wir kritisch reflektieren. Einzelne müssen lernen, Kritik an ihrem Handeln zuzulassen.“

Derzeit nimmt er am Jahresprogramm der StIL teil, in dem Studierende, Lehrende und Mitarbeitende gemeinsam Szenarien einer nachhaltigen Lehre entwickeln und als Change Agents an ihren Hochschulen umsetzen. „Es ist toll, dass die Visionen der Teilnehmenden so ähnlich sind, auch wenn sie ganz unterschiedliche Hintergründe haben“, erzählt Delto. Die Begegnungen seien für ihn „totales Empowerment“.

Außerdem sei das Programm eine Legitimation seines Einsatzes, um auf Augenhöhe mit anderen Vertreter:innen der Hochschule zu reden. Sonst heiße es gerne: „Ach, die Studierenden wieder mit ihren verrückten Vorstellungen!“

Das politische Engagement, für das er einen Großteil seiner Zeit aufwendet, ist für ihn mindestens genauso wichtig wie sein Studium. Er schreibt gerade seine Bachelorarbeit, danach möchte er einen Master in Umweltwissenschaften machen. Ein möglichst schneller Abschluss ist nicht sein Ziel. Er will ohne Druck lernen und das „Was und Wie des Studiums“ reflektieren. Die Freiheit an der Uni ist für ihn nichts Beängstigendes, sondern eine Chance. Sie lehre, Ungewissheiten auszuhalten. David Delto sagt, er habe Selbstvertrauen gewonnen und gelernt, Wissen in strategisches Handeln umzusetzen. Auf die Frage, ob er persönlich etwas bewirken könne, antwortet er selbstbewusst mit einem breiten Grinsen: „Ja, ich denke schon.“ Und fügt hinzu: „Die vergangenen drei Jahre waren für mich eine einzige Selbstwirksamkeitserfahrung.“

Wie viele andere junge Menschen, die sich für das Überleben des Planeten engagieren, kennt er aber auch die Verzweiflung und den Weltschmerz, wenn der „dystopische Modus“ überhandnimmt. „Es macht mich psychisch fertig, wenn ich nicht handeln kann“, sagt Delto. Deswegen verbringt er seine Sonntage auch so gern im Campusgarten, wo er entspannen, Menschen treffen und etwas Sinnvolles machen kann. Die 68er skandierten hier im Westend einst „Macht kaputt, was euch kaputt macht“ und bestreikten die Universität. David Delto nimmt für seine Arbeit ein anderes Motto in Anspruch: „Baut auf, was euch aufbaut.“

Autorin: **Julia Graven**



Kein klassischer Präsenzunterricht:
Die Hochschule Ruhr West setzt auf die
Kombination verschiedener Lerntechniken

DAS BESTE AUS ZWEI WELTEN

Die Präsenzlehre erfährt an Hochschulen eine Renaissance: Lehrende und Studierende wollen sich nicht mehr nur auf dem Bildschirm begegnen – aber zugleich die digitalen Innovationen nutzen, um guten alten Seminaren einen richtigen Schub zu geben

Die Professorin hat psychische Probleme, zumindest für dieses Rollenspiel. Petra Gromann übernimmt den Part einer Klientin – Krisenintervention steht auf dem Lehrplan. Alle hier aus dem Studiengang Soziale Arbeit haben zu Hause die Theorie gelesen, sie wissen also im Prinzip, was sie als angehende Sozialarbeiter:innen zu tun haben, wenn jemand in einer akuten Krise suizidgefährdet ist. Im Rollenspiel droht Gromann unvermittelt, aus dem Fenster zu springen, und die Studentin, die jetzt bei der Übung an der Reihe ist, beginnt damit, die Situation zu entschärfen.

„Es gibt ausgezeichnete Lehrbücher zu diesen Szenarien“, erzählt Gromann anschließend, als die Studentin das Übungsszenario zu einem guten Ende gebracht hat: „Aber es ist für die Studierenden unheimlich wichtig, die eigene Reaktion zu erleben und Erfahrungen zu sammeln, welche Möglichkeiten man hat.“

Die Hochschule Fulda hat durch das Verbundprojekt H³ reichlich Erfahrungen damit, wie wichtig die Balance zwischen digitaler Lehre und Präsenzformaten ist, in denen Studierende und Lehrende miteinander Methoden auch praktisch üben und besprechen können: Den Studiengang Soziale Arbeit belegen viele Menschen aus der Praxis – alle sind berufstätig. „Dass wir unsere Inhalte digital anbieten, damit die Studierenden ihre Zeit frei planen können, hat bei uns eine 20-jährige Tradition“, sagt Petra Gromann, die Professorin für Rehabilitation ist – und eine Pionierin auf dem Feld des Blended Learning. Dieser Begriff besagt, dass digitale Formen der Lehre und klassische Präsenzformate ineinandergreifen – und er ist spätestens seit Corona zu einem der beherrschenden Themen an den Hochschulen geworden. Alle Professor:innen mussten ihre Lehre zu Beginn der Pandemie innerhalb weniger Wochen so umstellen, dass die Studierenden von zu Hause aus lernen konnten.

Digital ist nicht unpersönlich:

An der TU Ilmenau schauen die Lehrenden den Studierenden virtuell über die Schulter



Geförderte Projekte auf einen Blick

Im Rahmen des Verbundprojektes H³ flexibilisiert die **Hochschule Fulda** ihre Studiengänge der Sozialen Arbeit. Insbesondere hybride Lehr- und Lernangebote sollen sicherstellen, dass sie auch Menschen in unterschiedlichen beruflichen und privaten Situationen erreichen.

An der **Hochschule Ruhr West** realisieren Studierende, Lehrende und Beschäftigte der Hochschulservices ihren Hybrid-Campus der Zukunft. Dabei geht es auch um die Neugestaltung der vorhandenen Räume. Das Projekt COMPLETE ist strikt studierendenzentriert.

Diese Phase war wie ein großes Freiluftexperiment zur Frage, was eigentlich gute Lehre ausmacht. Und jetzt stehen die Hochschulen vor der Herausforderung, sich neu zu sortieren: Welche digitalen Methoden haben sich bewährt? Wofür brauchen wir weiter Präsenzformate? Und vor allem: Wie kombinieren wir beide Welten so, dass die Studierenden auf bestmögliche Art und Weise davon profitieren?

Die Hochschule Ruhr West hat im Projekt COMPLETE ihre ganz eigene Antwort auf diese Fragen gefunden. „Wir definieren uns als Präsenzhochschule“, sagt Annamaria Köster kategorisch. Sie leitet den Bereich E-Learning und ist eine der treibenden Kräfte dahinter, dass sich an den beiden Hochschulstandorten in Mülheim und Bottrop die Begriffe allmählich verschieben: „Kann man nicht auch im virtuellen Raum präsent sein?“, fragt sie und macht gleich deutlich, dass sie das für eine rhetorische Frage hält: Selbst eine

physische Anwesenheit im Hörsaal bedeute schließlich nicht, dass die Studierenden auch wirklich präsent seien. Die Hochschule Ruhr West stellt deshalb die Frage, wo man lernt, in den Hintergrund – entscheidend sei, wie man lernt.

Der erste Schritt ist ein Bauprojekt. Vier Seminarräume werden derzeit umgestaltet. „Das waren ganz klassische Räume mit festem Pult für die Lehrperson am vorderen Ende, dahinter eine Kreidetafel und ein Waschbecken, für die Studierenden Tische, die alle nach vorn ausgerichtet sind“, beschreibt Annamaria Köster den Status quo: „Die Lehrenden haben öfters gesagt, dass sie gern neue Formate ausprobieren würden, aber die Räume eben nichts anderes zuließen als klassischen Frontalunterricht.“

Einer der neuen Räume trägt den Namen „Programmieren und autonomes Fahren“. Die Plätze für die Studierenden sind am Rand angeordnet, in der Mitte steht ein



großer Tisch als Experimentierbereich. Jede:r kann zum Beispiel ein Modellauto programmieren und es anschließend auf dem großen Tisch fahren lassen, um es zu testen. Eine Kamera filmt von der Decke aus, was auf dem Tisch passiert. Deshalb können die Studierenden auf dem zentralen Tisch auch Lehrvideos drehen oder einen 3-D-Drucker aufbauen.

Ein anderer Raum hat beschreibbare Wände ringsherum und einen großen Videokonferenzstisch in der Mitte, über den die Studierenden sich zur gemeinsamen Projektarbeit mit Kommiliton:innen an einer Partnerhochschule irgendwo auf der Welt verbinden können. Wieder ein anderer ist mit VR-Brillen ausgestattet, mit denen die Studierenden sich zu Teams zusammenschließen und gegenseitig zu Challenges herausfordern können.

„Diese Räume wirken als Inspirationsquelle“, hat Annamaria Köster beobachtet: „Sie fordern geradewegs dazu auf, sich

neu zu erfinden!“ Auf die Lehrenden, die schon Schlangenstunden, um ihre Veranstaltungen in einem der neuen Räume anbieten zu können, wirkte das genauso intensiv wie auf die Studierenden, die von Anfang an ihre Ideen mit einbringen.

Ein studentischer Impuls waren zum Beispiel die Cubes, in die sich die Studierenden zurückziehen können – eine Art Raum im Raum mit bequemen Sesseln. „Viele haben in der Pandemie den Campus vermisst“, sagt Köster – „aber ganz anders, als wir gedacht hätten!“ Sie kommen nicht nur an die Hochschule, um eine Vorlesung anzuhören, sondern wollen sich vernetzen, suchen Rückzugsräume oder auch einen Ort, an dem sie sich anders als am elterlichen Küchentisch in Ruhe auf die nächste Klausur vorbereiten können. „Wir müssen die Hochschule neu denken“, bilanziert Annamaria Köster – und mit den Bauarbeiten in den Seminarräumen

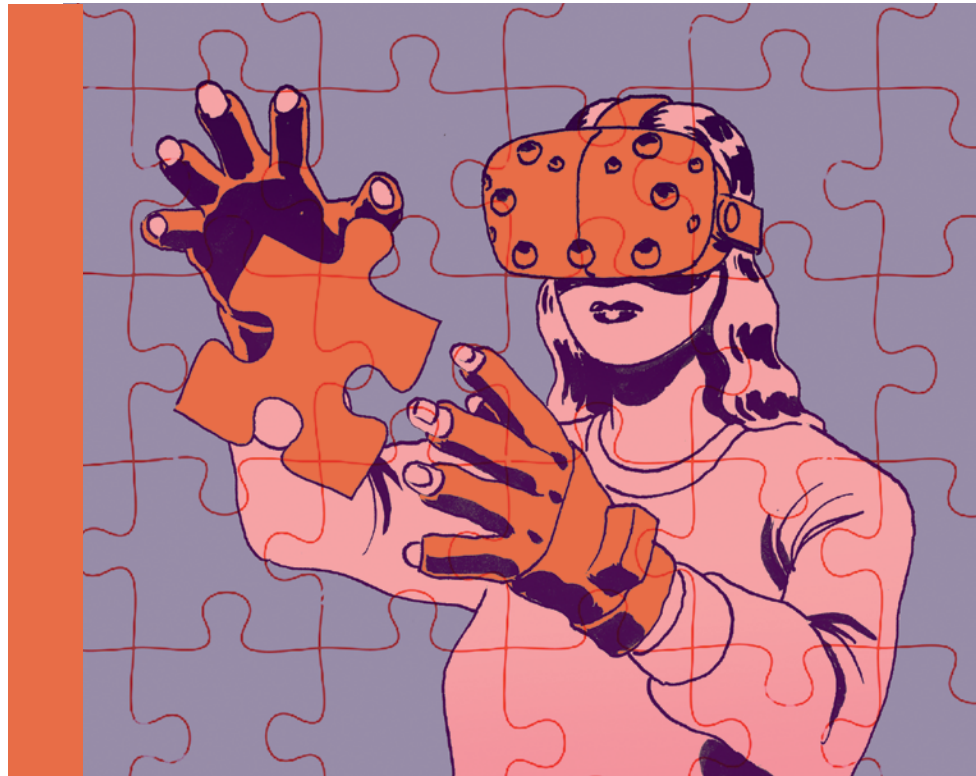
beginnt ein großes Experiment. 6500 Studierende gibt es an der Hochschule, sie ist also eine kleine und damit wendige Einrichtung. „Wir haben deshalb viele Freiheiten – und die nutzen wir jetzt!“

Im Süden der Republik sitzt Andreas Fleischmann an seinem Schreibtisch und kämpft mit ganz anderen Herausforderungen: Er leitet die Hochschuldidaktik an der Technischen Universität München, einem großen Tanker mit fast 40 000 Studierenden. Fleischmann ist promovierter Informatiker und zugleich Pädagoge. Das Digitale und die gute Lehre, bei ihm gehen diese beiden Bereiche nahtlos ineinander über – und jetzt kümmert er sich darum, dass das an der gesamten Universität so ist.

„Meine größte Befürchtung ist, dass wir unter dem Schlagwort von der hybriden Lehre das Schlechteste aus beiden Welten kombinieren, aus den Präsenzveranstaltungen und der digitalen

»Wir definieren uns als Präsenz-hochschule. Kann man nicht auch im virtuellen Raum präsent sein?«

Annamaria Köster,
Hochschule Ruhr West



Lehre“, sagt Andreas Fleischmann: „Dass man also vor lauter Technik die Didaktik vernachlässigt.“ Wenn die Studierenden an die Universität kommen, sollen sie dadurch einen Mehrwert haben und nicht einfach die gleiche Vorlesung hören, die sie sich auch auf YouTube anschauen könnten, lautet jetzt das Credo der TU München.

Das Prinzip ihres Projektes HyteQ: Die reine Faktenvermittlung soll durch Lehrvideos erfolgen, die sich die Studierenden zu Hause anschauen. Wer will, kann knifflige Stellen zweimal schauen, sich die Untertitel dazu durchlesen oder andere Passagen mit höherer Geschwindigkeit laufen lassen. An der Universität folgen dann die Diskussionen, die Studierenden lösen Fallbeispiele und fügen die Mosaiksteinchen im Kopf zu einem großen Bild zusammen. „Die Digitalisierung führt ja nicht dazu, dass wir die Didaktik völlig neu denken müssen. Die schon lange bekannten Grundprinzipi-

en gelten weiterhin“, sagt Andreas Fleischmann: „Aber wir wollen jetzt das Momentum nutzen, diese Prinzipien auch wirklich umzusetzen.“

Jede:r der jährlich fast 1000 neuen Dozent:innen und Professor:innen durchläuft deshalb zum Beispiel einen verpflichtenden 16-Stunden-Intensivkurs in guter Lehre – das kommt an einer so traditionsreichen Universität mit der fest verwurzelten Autonomie jedes einzelnen Lehrstuhls einer kleinen Revolution gleich. Und um auch diejenigen zu erreichen, die mit den nötigen Technologien noch nicht so vertraut sind, bieten Fleischmann und sein Team sogenannte Hy-Scouts an. Das sind Hilfskräfte für das Digitale, die bei der Umsetzung von digitalen Formaten mit anpacken.

Im Hintergrund all dieser Bemühungen steht ein Konzept, das unter Hochschuldidaktiker:innen als Constructive Alignment bekannt ist. Das ist der

komplizierte Name für einen Dreiklang aus a) den Zielen, b) den Lehr-Lernaktivitäten und c) der Prüfung einer Veranstaltung. Diese Punkte sollen stringent ineinandergreifen. Wenn die Studierenden also das ganze Semester über im eigenständigen Denken geschult werden und lernen, wie sie selbstständig Probleme lösen können, kann eine abschließende Multiple-Choice-Klausur alle diese Bemühungen zunichtemachen: Wie soll man mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten testen, ob die Studierenden sich kritisch mit einer Aufgabe auseinandersetzen können?

Die Technische Universität Ilmenau setzt mit ihrem Projekt examING an exakt dieser Stelle an. Einen ganzen Werkzeugkasten an Prüfungsmethoden wollen die Lehrenden entwickeln. „Wir konzentrieren uns dabei erst einmal auf ingenieurwissenschaftliche Studiengänge, weil es dort besonders viele unterschiedliche Überprüfungsbedürfnisse gibt“, sagt

Claudia Haaßengier, die das Zentralinstitut für Bildung an der TU Ilmenau leitet. Das heißt im Klartext: Die angehenden Ingenieur:innen haben eben nicht nur Vorlesungen, die man mit einer Klausur beenden kann, sondern sie machen zusätzlich Praktika, üben im Labor und gestalten eigene Praxisprojekte. Bislang werden in den Bachelorstudiengängen rund 70 Prozent der Leistungen durch klassische Klausuren überprüft, nur 30 Prozent durch Praktikumsberichte, Präsentationen oder anderes. Dieses Verhältnis soll sich ändern – und: Digitale Methoden sollen stärker auch für Prüfungen genutzt werden. „Wenn sich die Auswertung automatisieren lässt, dann profitieren alle davon: Die Lehrenden könnten viel mehr von der Zeit, die sie aktuell mit dem Korrigieren verbringen, ihren Studierenden widmen.“

So ein automatisierter Zugang ist allerdings nicht in allen Fächern sinnvoll. Wenn die Studierenden zum Beispiel das Programmieren lernen, wählen die Ilmenauer:innen einen anderen Ansatz: Die Lehrenden schauen dank einer spezialisierten Software den Studierenden das ganze Semester über während der Arbeit virtuell über die Schulter – sie verfolgen also mit, wie gut sie vorankommen, wo sie Fehler machen und welche Kompetenzbereiche sie vielleicht lieber noch einmal wiederholen sollten. Dieses System ersetzt eine aufwendige dreistündige Klausur am Ende des Semesters und verbessert wegen der unmittelbaren Rückmeldungen ganz nebenbei das Lernergebnis.

Die Präsenzlehre, das lassen Professor:innen immer wieder durchblicken, geriet in der Pandemiephase vor lauter digitalen Angeboten etwas aus dem Blick. Abgeschrieben aber ist sie keinesfalls: In Bielefeld, 300 Kilometer nordwestlich von Ilmenau, lotet die Universität das Verhältnis von digitalen Elementen und

der Präsenzlehre auf ihre eigene Weise neu aus: Hier sollen Präsenzveranstaltungen dadurch verbessert werden, dass ausgewählte digitale Elemente integriert werden. „Bei uns packen Studierende und Lehrende gemeinsam an, damit alle ihre Sichtweise auf das Thema einbringen“, sagt Meike Vogel, die das Projekt BiLinked koordiniert. Es haben sich vier Arbeitsgruppen gebildet, die fächerübergreifend organisiert sind. Beim Thema Data Literacy zum Beispiel arbeiten Wissenschaftler:innen aus den Disziplinen Biologie, Erziehungswissenschaft, Geschichte und Literatur zusammen. „Mit den Daten ist es ein bisschen wie mit dem Auto“, schmunzelt Oliver Böhm-Kasper, Professor für Erziehungswissenschaft: „Jeder fährt damit, aber niemand kann es reparieren.“

Die Studierenden nehmen deshalb jetzt den Schraubenzieher in die Hand und schauen, was hinter Daten steckt und wie sie mit ihnen arbeiten können. Oliver Böhm-Kasper hat dazu einen digitalen Selbstlernkurs gestaltet, in dem die Studierenden sich mit Unterstützung eines virtuellen Scouts durch den Datenschunzel kämpfen und ein eigenes empirisches Projekt aufsetzen. Spielerisch werden sie durch das Thema geführt, sammeln das Wissen wie einzelne Puzzlestücke auf, bekommen nebenbei Literaturhinweise zur Vertiefung und immer wieder ein kleines Quiz, um zu prüfen, wie weit sie schon sind. All das erledigen sie zu Hause – und in den Seminaren baut Böhm-Kasper dann auf dieses Wissen auf.

Es ist hier in Bielefeld der gleiche Ansatz wie auch an den Hochschulen in Fulda, Mülheim, München und Ilmenau: Die Lehrenden erobern sich gerade systematisch die Präsenzlehre zurück – und dank digitaler Unterstützung können sie ihre Stärke endlich vollständig nutzen.

Autor: **Kilian Kirchgeßner**

Geförderte Projekte auf einen Blick

In kürzester Zeit hat die **TU München** Lehre, Lernen und Prüfungen weitgehend digitalisiert. Das Projekt HyteQ soll die Entwicklungen fortführen. Dabei entstehen auch Lehr- und Lernmethoden (zum Beispiel Moodle-Plug-ins), die allen Hochschulen offenstehen.

Die **TU Ilmenau** nutzt den Innovationsschub der Coronapandemie. Ziel des Projektes examING ist die Entwicklung eines Prüfungssystems für ingenieurwissenschaftliche Bachelorstudiengänge. Es ist für den Einsatz vor Ort, hybrid und virtuell konzipiert.

Der **Universität Bielefeld** geht es im Projekt BiLinked um die Vorbereitung ihrer Studierenden auf die digitale (Arbeits-)Welt. Dazu soll das eigenständige Selbstlernen didaktisch in Lehrveranstaltungen eingebettet werden. Realitäts- und berufsnahe Aufgaben stehen im Vordergrund.

WENN IRONIE NICHT WEITERHILFT

Für ihre Lehre erhielten der Juraprofessor Rolf Sethe und die Mathematikerin Nada Sissouno renommierte Preise. Ein Gespräch über die Veränderungen an der Hochschule – und die Freude beim Lehren und Lernen



Herr Sethe, was war Ihr erster Kontakt mit guter Lehre?

SETHE: Ich hatte als Student in Tübingen einen sehr engagierten Professor: Er bot anstelle einer klassischen Vorlesung eine Veranstaltung zur Examensvorbereitung an, bei der es um die Lösung von Fällen ging. Im direkten Gespräch mit dem Dozenten merkte man gleich, an welchen Stellen man falsch argumentierte. Und er hatte eine wirklich gute Methode.

SISSOUNO: Jetzt bin ich gespannt.

SETHE: Es gab im Hörsaal geschützte Plätze: Nur diejenigen in den ersten drei Reihen wurden in ein Zwiegespräch verwickelt, die anderen wurden nicht aufgerufen. Je näher das Examen kam,

desto weiter sollte man sich nach vorne setzen, um etwas zu lernen. Der Dozent stellte nie jemanden bloß, sondern schuf eine vertrauensvolle Atmosphäre.

Was ist das Geheimnis guter Lehre?

SISSOUNO: Ich glaube, es gibt eine große Gemeinsamkeit zwischen Mathematik und Jura: Beides ist de facto eine eigene Sprache, die es zu lernen gilt. In der Vorlesung hören Studierende, wie diese klingt, in Übungen und Kleingruppen fangen sie selbst an, in Diskussionen die Sprache zu verwenden. Aber um sie auch wirklich zu verinnerlichen, muss man sich hinsetzen und trainieren, so wie man einen Muskel trainiert.

Rolf Sethe lehrt als Professor Privat-, Handels- und Wirtschaftsrecht an der Universität Zürich. Er wurde 2007 als einer der ersten Wissenschaftler mit dem renommierten Ars legendi-Preis für exzellente Hochschullehre ausgezeichnet. In der Schweiz erhielt er 2011 den Lehrpreis „Gute Lehre fördern“ der Universität Zürich und 2015 den Credit Suisse Award for Best Teaching.



Nada Sissouno ist promovierte Mathematikerin und unterrichtet seit 2017 an der Technischen Universität München. Sie wurde im Jahr 2020 mit dem Preis für gute Lehre des bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet. Ihre Lehrerfahrung erstreckt sich über mathematische Grundlagenlehre für unterschiedlichste Fachrichtungen bis hin zu Spezialvorlesungen.

SETHE: Viele Dozierende denken noch immer, dass sie Wissen am besten vermitteln, wenn sie die Inhalte erzählen. Das kann nicht funktionieren! Stellen Sie sich einen Klavierlehrer vor, der vor der Klasse ein kompliziertes Stück spielt und dann einfach nur sagt: „So, jetzt spielt das nach!“

SISSOUNO Ich finde, gute Lehre ist eine sehr individuelle

Sache. Mir riet mal ein Kollege, eine konkrete Situation mit ein bisschen Witz und Ironie zu lösen. Die Veranstaltung ist nicht gut gelaufen. Ich denke vor allem, weil das einfach nicht meine Art ist, ich mich verstellen musste und es als Sarkasmus wahrgenommen wurde. Jeder muss also seinen eigenen Weg finden.

Wie haben Sie selbst sich auf das Lehren vorbereitet?

SETHE: Mir hat eine Kollegin sehr geholfen: Wir waren zwölf Jahre lang am selben Lehrstuhl in Tübingen tätig, haben viel ausprobiert und immer nach Verbesserungen gesucht. Gemeinsam mit Assistierenden aus anderen Fakultäten gründeten wir dann einen hochschuldidaktischen Arbeitskreis. Das kam einer Revolte schon sehr nah.

Wieso denn das?

SETHE: In Tübingen waren noch die Auswirkungen der 68er spürbar. Nahm man in den 1990er-Jahren das Wort

Sie lesen hier eine gekürzte Fassung des Gespräches. In voller Länge finden Sie es hier:

www.stiftung-hochschullehre.de/lehre-individuell/

Hochschuldidaktik in den Mund, hieß es gleich: Um Himmels willen, jetzt kommen die Altachtundsechziger um die Ecke und wollen Revolution machen. Viele dachten, Didaktik heiße, man wolle ihnen etwas Neumodisches vorschreiben.

SISSOUNO Ich spüre gerade den Generationsunterschied zwischen uns: Sie mussten das alles erkämpfen – bei mir gab es viele Ansätze bereits. Schon als junge Tutorin trainierte ich didaktische Methoden – insbesondere Alternativen zum klassischen Frontalunterricht.

Änderte sich der Stellenwert von guter Lehre auch auf Druck der Studierenden?

SISSOUNO Ich denke, die gesellschaftliche Debatte hat zu dem höheren Stellenwert geführt. Uns wurde immer bewusster, dass Menschen unterschiedlich sind. Es ist nachgewiesen, dass reines Vortragen nicht automatisch zum Lernerfolg führt. Dafür haben wir jetzt die Werkzeuge, von denen ich vorhin sprach. Ein zweiter Aspekt: Die Dozierenden haben gemerkt, dass die Lehre auch ihnen mehr Spaß macht, wenn ihre Studierenden mit Freude dabei sind.

SETHE: Das unterschreibe ich sofort! Ich selbst kann mir nichts Langweiligeres vorstellen, als mich zu 100 Prozent nur meiner Forschung zu widmen. Ich brauche die Abwechslung. Für mich ist der Hörsaal lebenswichtig.

Die Fragen stellte **Kilian Kirchgeßner**



Plötzlich im Rampenlicht

**Die Ukrainistik fristete ein Schatten-
dasein an deutschen Universitäten.
Dann kam der Krieg, und alles
änderte sich grundlegend: Derzeit
sind Ukraine-Expert:innen allorts
gefragt. Ein solches Auf und Ab
gibt es auch in anderen kleinen
Disziplinen. Ein Blick auf Freud und
Leid der Orchideenfächer**

Sobald Alexander Wöll dieser Tage sein Handy kurz zur Seite legt, klingelt es gleich schon wieder. Gerade erst haben Journalist:innen vom Fernsehen angerufen, um den Ukrainistik-Experten zum Krieg zu befragen, jetzt meldet sich jemand von seiner Potsdamer Universität wegen des Ukrainisch-Sprachkurses, der zum ersten Mal angeboten werden soll. „Das Interesse ist gewaltig“, sagt Wöll. Der Sprach- und Kulturwissenschaftler ist Vorsitzender der Deutschen Assoziation der Ukrainisten und ausgewiesener Kenner des Landes: „So einen Ansturm habe ich in all den Jahrzehnten nicht erlebt!“

Diese Erfahrung teilen viele Vertreter:innen von kleinen Wissenschaftszweigen. „Orchideenfächer“ werden sie liebevoll genannt, und wer in ihnen forscht, muss außerhalb der engen Fachkreise oftmals um Aufmerksamkeit ringen. Und dann kommen Ereignisse wie der russische Überfall auf die Ukraine, die ein kaum bekanntes Fach auf einen Schlag in den Mittelpunkt rücken. Dass die Forscher:innen Wissen generieren und weitergeben, das in Nischen gefragt und wichtig ist – das ist eine der zentralen Funktionen der sogenannten Kleinen Fächer.

„In Deutschland gibt es derzeit 159 solcher Fächer“, sagt Uwe Schmidt. Er leitet gemeinsam mit Katharina Bahlmann in Mainz die Arbeitsstelle Kleine Fächer, die sich mit deren Bedeutung in der deutschen Forschungslandschaft befasst. Sie stellt überdies die Kriterien auf, die auch ein Kleines Fach zu erfüllen hat: Es muss unter anderem eine Fachzeitschrift und eine Fachgesellschaft geben, es braucht unbefristete Professuren (aber nicht mehr als drei je Standort, sonst wird es zu einem großen oder mittelgroßen Fach – wobei zwei Ausnahmen zugelassen sind) und eigene Studiengänge. „Die meisten der Kleinen Fächer sind an großen Universitäten angesiedelt. Dort ist das Bewusstsein am ausgeprägtesten, wie wichtig die Rolle der Kleinen Fächer ist“, sagt Uwe Schmidt – und einige Hochschulen binden diese gezielt in ihre Exzellenzstrategie ein, weil sie wissen: Das dort versammelte Spezialwissen ist etwas ganz Besonderes.

Ukraine-Sonderförderung

Direkt nach dem russischen Überfall auf die Ukraine legte die Stiftung Innovation in der Hochschullehre ein eigenes Förderprogramm auf, das Studierenden ebenso wie Lehrenden aus der Ukraine helfen soll. „Lernen und Lehre sichern. Fokus Ukraine“ heißt das Programm, in dessen Rahmen rund zwei Millionen Euro an insgesamt sieben Hochschulen in ganz Deutschland ausgeschüttet wurden. Besonders angesprochen waren Einrichtungen, die bereits vorher in Beziehungen zu ukrainischen Hochschulen standen.

Ausgewählt wurden sieben Projekte, die an ganz unterschiedlichen Stellen ansetzen und ebenso von künstlerischen Hochschulen stammen wie von Technischen Universitäten. Geplant sind – je nach Projekt – ein „akademischer Korridor“ in die Ukraine oder auch die Unterstützung von ukrainischen Lehrenden beim Übergang zur digitalen Lehre. Alexander Wöll war Mitglied der Auswahljury.

„Alle ausgewählten Projekte zeichnet aus, dass sie eine enge Anbindung an ukrainische Hochschulen suchen und diese in ihrer Eigenständigkeit auch mittel- und langfristig stärken wollen“, heißt es bei der Stiftung. Das Ziel der Förderung ist es, hochschulische Lehr-, Lern- und Unterstützungsangebote für Studierende aus der Ukraine zu schaffen, die ihr Studium vorübergehend digital oder in Präsenz an einer Hochschule in Deutschland fortsetzen möchten. Außerdem können ukrainische Wissenschaftler:innen in die Projekte eingebunden werden.

Orchideenfächer gibt es in allen Fachbereichen. Sprechwissenschaft, Papyrologie oder Vietnamistik sind Beispiele dafür, aber etwa auch Erdöl-Ingenieurwesen, Bioinformatik, Lagerstättenlehre oder Markscheidewesen – bei Letzterem geht es um die untertägige Vermessung von Tunneln und Stollen.

Die Ukrainistik zählt formal allerdings gar nicht als Kleines Fach, denn: „Sie gehört zur Slawistik“, erläutert Uwe Schmidt – darin ist die Expertise zu den slawischen Ländern von Polen über Tschechien bis nach Belarus und eben zur Ukraine gebündelt. Einen eigenen Studiengang zur Ukrainistik gibt es somit in Deutschland nicht – und letztlich: Was genau sollte man darin auch lernen? Das Spektrum des Wissens, das in der Ukrainistik gesammelt und gespeichert wird, deckt eine Breite ab, die gar nicht in ein einziges Studienfach hineinpassen würde. „Es geht um Landes- und Kulturkunde ebenso wie um die Sprache“, erklärt Wöll. Aber auch Fragen zum Wirtschaftssystem und zum juristischen Aufbau des Landes zählen dazu – Wissen also, das eher als Spezialisierung zu anderen Studiengängen passt.

In der Deutschen Assoziation der Ukrainisten sind Expert:innen für alle diese Ausrichtungen versammelt. Rund 40 Mitglieder zählt die Vereinigung. Seit 2008 ist Wöll ihr Vorsitzender. Seit seinem Studium schon bekommt er mit, wie nah Freud und Leid der Orchideenfächer beieinanderliegen. Zuerst sah er nur die Freude, das war zu seinen eigenen Studienzeiten. „Wir waren so eine kleine Gruppe von Enthusiasten – wir hatten immer die tollsten Feiern, die spannendsten Vorträge und die besten Exkursionen“, erinnert er sich: Eine echte Familie sei die Fach-Community gewesen.

Mit 15 Kommiliton:innen war er damals in Russland zu einer Studienreise, es waren die Jahre rund um den Fall des Eisernen Vorhangs. In Lwiw (Lemberg), Odessa, in Czernowitz und der Bukowina war Alexander Wöll schon während seiner Studenzeit und später für Forschungsprojekte immer wieder – das sind Namen von Städten und Landschaften, die für ihn als Literaturexperten wegen ihrer reichen kulturellen Vergangenheit verheißungsvoll klingen. „Es ist eben ein echtes Studium, so wie man es sich im schönsten Klischee vorstellt: Man taucht richtig ein in seinen Forschungsgegenstand.“

Massenvorlesungen hat Alexander Wöll nie kennengelernt – nicht als Student und auch heute nicht als Professor. „Einen Teil meines Studiums habe ich in Oxford verbracht, da gab es Tutorials, in denen ich meinen Professor für mich allein hatte. Und das nicht nur, weil die Studienbedingungen dort so großartig sind, sondern weil es eben so wenige andere



Kommilitonen gab.“ Auch heute noch, in seinen eigenen Seminaren an der Universität Potsdam, seien die Bedingungen ideal. 15, im Höchstfall auch einmal 25 Studierende sitzen in seinen Seminaren – „und zwar allesamt Leute, die ich mit Namen kenne!“

Unmittelbar damit hängt aber auch ein leidvoller Aspekt zusammen, den die Lehrenden in allen Orchideenfächern kennen: Es fehlt an Nachwuchs. „Oft haben die jungen Leute die Kleinen, weitgehend unbekanntem Fächer einfach nicht auf dem Schirm“, sagt Uwe Schmidt, der Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der STIL ist: „Viele Disziplinen geraten deshalb unter Druck.“ Auf die Lehre wirkt sich das oft positiv aus, denn die Kleinen Fächer machen aus der Not eine Tugend: Die Orchideenfächer sind oft bestens vernetzt; innerhalb der Hochschulen nutzen sie bisweilen die Ressourcen von größeren Disziplinen mit. Und weltweit schließen sie sich zu engen Verbänden zusammen, in denen jeder jeden kennt. Selbst Studierende haben dadurch die Chance, Teil der internationalen Forscher-Community zu werden und Kontakte zu knüpfen – ein Startvorteil, den es in großen Disziplinen oftmals nicht gibt. Wer sich allerdings eine Karriere in der Wissenschaft wünscht, für den bedeutet das auch Unsicherheit: Wenn es nur wenige Professuren gibt, ist die Chance entsprechend klein, auf eine der sehr selten frei werdenden Stellen berufen zu werden.

Und dann gibt es noch die Fälle, in denen Kleine Fächer ihre Nische verlassen. Die Immunologie zum Beispiel: Sie war in den

1970er-Jahren ein Kleines Fach, das nur an einigen Universitäten in Deutschland gelehrt wurde. Heute gibt es keine Universitätsmedizin mehr, die ohne Immunologie auskommt, weil sie eine immense Bedeutung für die öffentliche Gesundheit hat – das zeigt, wie sich der wissenschaftliche Fortschritt auf die Universitätslandschaft auswirkt. Auch Fächer wie die Ethnologie oder die Gender Studies sind in den vergangenen Jahren zu Disziplinen mittlerer Größe geworden.

Dass der Ukrainistik eine ähnliche Entwicklung bevorsteht, glaubt der Potsdamer Professor Alexander Wöll nicht. Zumindest aber muss er neuerdings in Gesprächen mit Hochschulleitungen und Ministerien überall in Deutschland nicht immer wieder begründen, warum seine Disziplin wichtig ist und nicht eingestellt werden sollte. Stattdessen laufen bei ihm die Fäden von zahlreichen neuen Initiativen zusammen, die nach dem Überfall auf die Ukraine entstanden sind. Er bringt geflüchtete Kollegen bei sich unter, vermittelt Stellen und Gastdozenturen für Dichter:innen und Wissenschaftler:innen aus der Ukraine und ist jeden Montag beim neu einberufenen Jour fixe der Universitätsleitung dabei – dort werden alle Aktivitäten von Deutschkursen für Flüchtlinge über Vorlesungen zum Ukraine-Krieg bis hin zu Veranstaltungen mit ukrainischen Künstler:innen koordiniert. Er gibt Interviews, bündelt das Know-how seiner Kolleg:innen und beantwortet ständig neue Anfragen aus allen Richtungen. „Mich freut es, dass die Ukrainistik auf einmal nicht nur in den Fachkreisen von Interesse ist, sondern ihren Nutzen für die Gesellschaft eindeutig beweisen kann!“

Autor: **Kilian Kirchgeßner**

Was wir für Sie tun können

Wollen Sie sich auf eine Ausschreibung bewerben?
Wollen Sie Kontakt zu Projektverantwortlichen aufnehmen und sich vernetzen? Wollen Sie von den Erfahrungen aus den Projekten lernen?

Mehr dazu finden Sie auf unserer Website:

www.stiftung-hochschullehre.de

Wenn Sie über neue Ausschreibungen und Aktivitäten informiert werden möchten, können Sie sich für unseren Newsletter anmelden:

www.stiftung-hochschullehre.de/newsletter/

IMPRESSUM

HERAUSGEBER Stiftung Innovation in der Hochschullehre, Raboisen 30, 20095 Hamburg **VORSTAND** Dr. Cornelia Raue, Dr. Antje Mansbrügge (V. i. S. d. P.), Prof. Dr. Evelyn Korn **KOMMUNIKATION** Dr. Matthias Klein (Leitung), Antonia Schindler

VERLAG STUDIO ZX GmbH – Ein Unternehmen des ZEIT Verlags, Alt-Moabit 94, 10559 Berlin

GESCHÄFTSFÜHRUNG Dr. Mark Schiffhauer, Uta Schwaner **REDAKTIONSLEITUNG**

Dr. Joachim Schüring **PROJEKTLEITUNG**

Miriam Richter **GESTALTUNG** Chris Delaney

BILDREDAKTION Sima Ebrahimi-Yazdi, Katrin Dugaro Carrena **BILDNACHWEISE** S. 6–11:

Stefanie Loos; S. 12: Thomas Lohnes;

S. 14–18: Jindrich Novotny/2 agenten;

S. 20/21: Xiaofu Wang; S. 22–25: Jindrich

Novotny/2 agenten **LEKTORAT** Dr. Katrin

Weiden **HERSTELLUNG** Tim Paulsen

DRUCK Peschke Solutions GmbH, Aschheim

VERÖFFENTLICHT IM DEZEMBER 2022

Gedruckt auf einem mit dem Blauen Engel zertifizierten Papier.



